

LESEPROBE

Sarah Saxx

Threesome

Wo die Liebe hinfällt



CONTEMPORARY ROMANCE

© 2015 Romance Edition Verlagsgesellschaft mbH
8712 Niklasdorf, Austria

Covergestaltung: © Sturmmöwen

ISBN-Taschenbuch: 978-3-902972-66-8
ISBN-EPUB: 978-3-902972-76-7

www.romance-edition.com

1. Kapitel

Kristin

Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich den Duft von Freiheit durch das offene Fenster inhalierte, als ich an diesem Sonntagmorgen meine Heimat Lakeview hinter mir ließ und auf der Route 395 in westlicher Richtung fuhr. Meine dunklen Haare wirbelten im Wind und ich sang lautstark Countrysongs aus dem Radio mit. Dieses prickelnde Glücksgefühl, das mich dabei durchströmte, war einzigartig – begleitet von einem Hauch des Verbotenen.

Ich warf einen Blick auf die Rückbank meines alten *Chryslers*. Dort und im Kofferraum hatte ich meine ganzen Habseligkeiten gestapelt. Zwar war ich keine Gefangene auf der Flucht, aber für mich fühlte es sich so an, als wäre ich eben aus dem goldenen Käfig ausgebrochen, in dem mich mein Vater sehen wollte. Verbissen verzog ich das Gesicht und lenkte meine Gedanken wieder auf die positiven Seiten meines Lebens. Auf diese, die für mich eben erst begannen.

Nachdem ich mir bei einer Tankstelle einen Kaffee besorgt hatte, kam die Nervosität wieder hoch. Vielleicht hätte ich auf das aufputschende Getränk verzichten sollen, doch ich hatte noch mindestens vier Stunden Fahrt vor mir und es war gerade mal halb sieben Uhr morgens. Ich rechnete also jeden Moment mit dem aufgebrachtten Anruf meines Vaters ... oder mit dem heulenden meiner Mutter. Doch egal, was die beiden mir sagen würden, ich würde meine Meinung nicht ändern. Ich würde nach Berkeley fahren, wo ich ab sofort Studentin der Berkeley University sein würde. Davon könnte mich niemand abhalten, denn ich wusste, dass das, was ich tat, genau das Richtige für mich war. Außerdem stand meine Grandma hinter mir, die mich in meinen Plänen unterstützte und mir auch heute

Morgen den Rücken deckte.

Mein Vater würde auch nicht vor ihr seinen Mund halten können. Er würde schreien und toben, doch sie war diese Wutausbrüche von ihm gewöhnt. Sie hatte – als seine Mutter und somit vermutlich als einzige Frau in seinem Leben – ein Händchen dafür, ihn zu bändigen. Das war meine Hoffnung.

Ich konnte nicht mehr länger das Leben meines Vaters leben, das er für mich vorgesehen hatte. Wir lebten immerhin nicht im Mittelalter, sondern im Jahr 2015. Bei meiner Schwester Helen hatte er seinen Kopf durchgesetzt und auch meine Mutter lebte nach seinen Regeln. Das waren zwei Frauen zu viel und genau deshalb musste ich weg und meinen eigenen Weg gehen.

Raus aus seiner Diktatur, hinein in das Leben.

Schon wieder klingelte mein Telefon und erneut warf ich Liam aus der Leitung. Es tat mir zwar leid, meinen Freund so abweisend zu behandeln, aber ich konnte nicht mit ihm sprechen. Ich wusste genau, weswegen er anrief. Er hatte bis zum Schluss nicht glauben wollen, dass ich Lakeview verlasse. Ihn jetzt vor vollendete Tatsachen zu stellen, war feig. Aber was hätte ich ihm sagen sollen? Dass ich erst für mich selbst herausfinden musste, was ich mir von meinem Leben erwarte? Er hätte es nicht verstanden.

Ich mochte Liam sehr, wirklich. Aber in letzter Zeit kamen immer wieder Gedanken in mir auf, dass es vielleicht nicht Liebe war, was ich für ihn empfand, sondern einfach tiefe Freundschaft. Und dass ich vielleicht nur deshalb mit ihm zusammen war, weil mein Vater es gern so gesehen hätte ...

Doch ich hatte beschlossen, zu testen, wie es sich anfühlte, das Leben selbst in die Hand zu nehmen; nicht als verheiratete Frau des Bäckerssohn in dem kleinen Dorf mitten im Nirgendwo alt zu werden, sondern Elektrotechnik zu studieren, erfolgreich zu sein und den Wunsch nach Ehe und Kinder vorerst in den Hintergrund zu rücken.

Ich konnte nur erahnen, was sich eben in meiner ehemaligen Heimat abspielte. Mein Magen zog sich krampfhaft zusammen und das schlechte Gewissen drückte schwer in meiner Brust, als ich wieder an das Gespräch dachte, in dem ich meine Eltern vorsichtig darauf vorbereitet hatte, dass ich ausziehen und studieren würde.

Ich hatte ehrlich gehofft, diese unschöne Szene streichen zu können in dem Moment, in dem ich Lakeview hinter mir ließ. Ganz klappte es nicht, denn ständig schoben sich die Bilder meiner vor vollendete Tatsachen gestellten Eltern vor mein inneres Auge. So gut es ging, verdrängte ich die negativen Erinnerungen ins hinterste Stübchen meines Gehirns und hoffte, diese hässlichen Minuten irgendwann vergessen zu können – oder sie zumindest mit völliger Gleichgültigkeit zu betrachten.

Jetzt war es jedenfalls an der Zeit, mich auf mein neues Leben zu freuen. Berkeley und die California State Route 299 lagen vor mir, Lakeview und meine Vergangenheit hinter mir. Und noch nie zuvor fühlte es sich so gut an, den Sonnenaufgang im Rücken zu haben und auf die Dunkelheit zuzufahren.

Der Duft von frischem Kaffee war schon wieder aus meinem Wagen verschwunden, als wie erwartet um kurz vor sieben Uhr meine Mom anrief. Ich fuhr an den Rand und stieg aus, denn ich wusste, bei dem Gespräch brauchte es meine volle Konzentration. Bevor ich abhob, atmete ich noch einmal tief ein und aus und sprach mir gedanklich Mut zu.

»Du bist also tatsächlich gefahren«, hörte ich sie klagend flüstern. Die Wehmut in ihrer Stimme regte sofort mein schlechtes Gewissen, doch ich kämpfte dagegen an.

»Natürlich, Mom, und du weißt, dass es wichtig ist für mich. Du weißt, dass meine Zukunft in Berkeley liegt. Egal, was passiert, ich lasse mich nicht von meinem Weg abbringen.«

Ich hörte sie zwischen dem Schniefen auflachen. »Ja, du warst schon immer ein Sturkopf, Kristin. Eigentlich hätten wir damit rechnen müssen, aber... Wieso hast du dich nicht

zumindest von mir verabschiedet?«, klagte sie nun in den Apparat.

Tränen, die in mir aufsteigen wollten, kämpfte ich tapfer wieder hinunter. »Ach, Mom, du weißt, wie schwierig das gewesen wäre. Ich wollte es nicht unnötig kompliziert machen. Daddy hätte womöglich von meiner Nacht- und Nebelaktion Wind bekommen und mir die Hölle heißgemacht. Oder gar meinen Wagen lahmgelegt.«

»Du hast ja recht, Kleines. Aber ... wann sehen wir uns wieder?«

»Ich weiß es noch nicht. Aber bald. Bis sich die erste Aufregung etwas gelegt hat. Dann können wir uns ja noch einmal richtig verabschieden.«

»Kristin, Schatz, ich bin unglaublich stolz auf dich. Du wirst deinen Weg gehen und damit bestimmt auch erfolgreich sein.« Sie flüsterte so leise ins Telefon, dass ich mir nicht sicher war, alles richtig verstanden zu haben. Wieder stiegen Tränen in mir hoch, gepaart mit Wut auf meinen Vater. Wieso, verdammt noch mal, war er so ein Tyrann? Wieso konnte er nicht genauso stolz auf mich sein wie meine Mom und wieso musste meine Mutter mir diese Worte zuflüstern, anstatt sie mir laut und erhobenen Hauptes zu sagen?

So gern hätte ich mich von ihr verabschiedet, wie es alle anderen taten, wenn sie aufs College gingen. Ich hätte mich sogar von meinen Eltern bis auf den Campus begleiten lassen, doch unter diesen Umständen war mein Abschied aus dem kleinen Kaff einfach nur unmöglich. Einzig Liams Vater hatte mich an meinem letzten Arbeitstag umarmt und mir alles Gute gewünscht. Und Grandma natürlich.

»Ich hab dich lieb, Mom.« Ein fetter Kloß im Hals machte mir das Sprechen schwer. »Besuche Granny, sie wird dich auf dem Laufenden halten. Die ersten paar Tage, also bis sich die Wogen etwas geglättet haben, werde ich nicht zu Hause anrufen. Du weißt, ich will Dad nicht noch mehr aufregen.«

Ihr Schluchzen traf mich schwer. Ich musste mich an der offenen Wagentüre abstützen, um nicht kraftlos

zusammenzubrechen. So fest es ging, biss ich auf meine Unterlippe.

»Alles Gute, Kris. Bis bald. Ich liebe dich!« Dann legte sie auf und meine Wangen wurden nass von den Tränen, die unaufhaltsam über meine Wangen liefen.

Einen Moment hielt ich inne, sah hoch zu dem blassblauen Himmel und stieg anschließend wieder in den Wagen. Ich war stolz auf mich. Ja, das war ich tatsächlich.

Das Zimmer im Studentenwohnheim war klein, aber gemütlich. Ich fühlte mich in den ersten eigenen vier Wänden wohl, auch wenn ich sie mit einem fremden Mädchen teilen musste.

»Hey, ich bin Kristin Carson aus Lakeview, Oregon, und du?« Ich streckte ihr meine Hand entgegen, in die sie lasch ihre legte.

»Ich heiÙe Lynn. Lynn Agnes Bowler aus Nebraska. Ich studiere im ersten Semester Psychologie und du?«

»Elektrotechnik, ebenfalls erstes Semester.«

Wir waren uns sofort sympathisch. Ein klein wenig erinnerte sie mich an meine Schwester. Vielleicht stellte ich deshalb gleich zu Beginn fest, dass sie – bis auf die Tatsache, dass sie studierte – die ideale Tochter für meinen Vater wäre; denn sie war schüchtern, zurückhaltend und niemand, der unnötig aus der Reihe tanzte – ein kleines aschblondes Mäuschen eben.

Wir plauderten unentwegt während des Auspackens über Berkeley und unsere Erwartungen an das Studentenleben und beschlossen anschließend, gemeinsam zu Mittag zu essen. Die Cafeteria war voll, überall plapperten Studenten aufgeregt miteinander, erzählten von ihren letzten Ferien oder lernten sich ebenfalls erst kennen. Ich liebte mein neues Leben bereits jetzt, auch wenn die Schlange bis zur Essensausgabe unendlich lang war und mein Magen protestierend knurrte.

Wir setzten uns an einen der wenigen freien Plätze, neben zwei Mädchen und einem Jungen, die wohl zu den älteren Semestern zählten und sich angeregt unterhielten. Sie nickten

uns nur kurz zu, als wir fragten, ob die beiden Stühle noch frei wären, und schenkten uns keine weitere Beachtung. Ein tolles Gefühl, wenn man plötzlich nicht mehr im Rampenlicht stand, weil man die Neue war, sondern sich jeder nur noch für sein eigenes Leben interessierte. Nun war ich nur mehr eine unter vielen und genoss diese Anonymität der Großstadt auf Anhieb.

»Was tust du da?« Verblüfft starrte ich Lynn an, als sie ihre Hände faltete, die Augen schloss und den Kopf gegen ihre verschränkten Finger senkte.

»Ich danke dem Herrn für das Essen. Machst du das etwa nicht?«

Energisch schüttelte ich den Kopf. »Hab ich nie gemacht, tut bei uns auch keiner – und nein, ich werde auch bestimmt nicht jetzt damit anfangen.«

Unscheinbar zuckte sie mit den Schultern. »Musst du ja auch nicht.«

Zum Beweis nahm ich mein Besteck und begann, herzhaft mein Fleisch zu kauen und Gemüse nachzuschaukeln. Dabei war ich mir sicher, dass sie immer noch still und heimlich betete, da sie sekundenlang auf ihren Teller starrte, bevor sie ihn anrührte.

»Gehst du denn nicht zur Kirche?«, fragte sie, als sie ebenfalls zu essen begann.

»Nein. Obwohl viele bei uns zu Hause jeden Sonntag dort anzutreffen sind. Aber das ist nichts für mich.«

Lynn wirkte ein klein wenig beleidigt, stellte jedoch gleich die nächste Frage. »Hast du denn einen Freund?«

»Ähm, na ja ... noch. Oder so.«

»Wie darf ich das verstehen?« Lynn sah mich fragend an und nippte scheinbar irritiert an ihrer Limo.

»Das ist ein ... etwas schwieriges Thema. Ich hätte vielleicht schon vor meiner Abreise mit Liam Schluss machen sollen. Aber ich konnte nicht. Vielleicht dachte ich, die Entfernung würde unsere Gefühle noch einmal anheizen, aber ich befürchte, ich empfinde nicht mehr genug für ihn.« Ich seufzte tief und spießte Erbsen mit der Gabel auf. »Weißt du, er ist

wirklich ein lieber Kerl, aber er hatte genau wie mein Vater bis zuletzt gehofft, dass ich in Lakeview bleibe. Ich meine, wie kann ich mit jemandem zusammenbleiben, der meine Träume nicht miträumt, der meine Wünsche nicht teilt und der mit aller Kraft versucht, mich von dem Gegenteil zu überzeugen?»

Lynn nickte nachdenklich. »Das klingt logisch. Aber ihn jetzt im Ungewissen zu lassen ist auch nicht fair, oder? Der arme Kerl macht sich doch bestimmt immer noch Hoffnungen?«

»Vielleicht will ich ihn als Freund nicht verlieren«, gab ich leise zu. »Ich hatte einfach Angst, plötzlich allein dazustehen. Immerhin wusste ich ja nicht, wer und was mich hier erwarten würde. Vermutlich konnte ich es deshalb noch nicht beenden.«

Lynn hob tadelnd eine Augenbraue.

»Ja, okay, es war selbstüchtig und egoistisch von mir. Und jetzt lass uns das Thema wechseln.«

»Na gut.« Sie schenkte mir ein Lächeln und plauderte weiter, als ob es die Unterhaltung eben nicht gegeben hätte.

Meine ersten Vorlesungen waren aufregend, neu, intensiv. Abends rauchte mir der Kopf vom Input, aber ich spürte, dass es genau das Richtige für mich war. Bisher war der Stoff für mich nicht allzu kompliziert, obwohl es sofort sehr technisch startete. Dass es kein typisches Studium für Frauen war, verriet der geringe Anteil an weiblichen Kommilitonen. Irgendetwas sagte mir außerdem, dass selbst dieser minimale Bestand im Laufe der Zeit noch sinken würde.

Die ersten Tage rief ich jeden Abend Grandma an und berichtete ihr von meinem neuen aufregenden Leben. Und nicht nur sie bemerkte, dass ich förmlich aufblühte. Ich fühlte mich wie ausgetauscht und hätte die ganze Welt umarmen können – und das hatte ich nur ihr und ihrer mentalen und finanziellen Unterstützung zu verdanken.

Wäre die Erdanziehungskraft nur ein klein wenig geringer gewesen, ich wäre den ganzen Tag geschwebt. In Lakeview war

ich im Laufe der Zeit zu einer Einzelgängerin mutiert. Die wenigen Freundinnen, die ich hatte, zogen sich nach und nach zurück, da ich kaum bei ihren Nachmittags- und Abendaktivitäten dabei sein durfte – oder konnte. Immerhin arbeitete ich viele Stunden in der Woche in der Bäckerei. Und ich hatte Liam, mit dem ich natürlich ebenso Zeit verbringen wollte. Ich lernte in den letzten beiden Jahren verhältnismäßig viel für die Schule, denn ich erhoffte mir dadurch bessere Chancen auf den weiterführenden Schulen und Universitäten. Und Beth ... nun, sie war sowieso ein anderes Thema. Freundschaften konnten schmerzhaft sein, und vermutlich gerade deshalb, weil ich das wusste, zögerte ich, mit Liam Schluss zu machen. Doch andererseits wusste ich auch, dass es durch mein Schweigen nicht besser wurde ...

Hier in Berkeley war *alles* anders. Ich hatte nicht viel erwartet, bestimmt auch, um nicht enttäuscht zu sein, wenn meine Erwartungen nicht erfüllt wurden. Aber mit Lynn verstand ich mich auf Anhieb. Ich mochte ihre ruhige, zurückhaltende Art, die so konträr war zu dem herrschenden Ton meines Vaters. Eine angenehm neue Art der Erfahrung, mit Menschen Zeit zu verbringen.

Wir aßen fast jeden Tag zu Mittag und machten erste Bekanntschaft mit dem Nachtleben als Studentinnen. Sowohl in der Bibliothek über den Büchern als auch in einer gemütlichen Bar – bis wir weit nach Mitternacht und völlig gerädert wieder zurück in unser Zimmer kamen. Konnte man eigentlich nachempfinden, wie es mir ging? Dieses Gefühl von Freiheit war unglaublich und ich konnte mir gar nicht mehr vorstellen, wie es gewesen war, als ich noch in Lakeview unter den Fittichen meines Vaters stand.

Bis vor wenigen Tagen war es ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, einfach so und völlig spontan zu beschließen, mit gerade mal drei Stunden Schlaf auszukommen, weil man sich die Nacht zuvor um die Ohren geschlagen hatte und einfach nicht nach Hause wollte. Einfach weil man es *konnte!*
Ich liebte mein neues Leben!

2. Kapitel

Kristin

Trotz all meiner berausenden Erfahrungen der neu gewonnenen Freiheit versuchte ich jedoch, am Boden der Tatsachen zu bleiben. Ich war hier, um zu studieren. Ein Scheitern kam für mich nicht infrage. Außerdem wollte ich, dass meine Mom und vor allem Grandma stolz auf mich sein konnten. Vielleicht auch irgendwann mal Dad.

Also beschloss ich am folgenden Donnerstag, auf Jobsuche zu gehen. Nach unserem Mittagessen stand ich gemeinsam mit Lynn vor dem Schwarzen Brett, an dem die Stellenausschreibungen für Studenten ausgehängt waren.

»Hier steht etwas von Zeitungsausträger ...« Lynn deutete auf einen vergilbten Zettel.

»Wir sind doch nicht mehr auf der Highschool!« Ich musste schmunzeln. »Ich brauche einen richtigen Job, bei dem ich zumindest etwas mehr als ein Taschengeld verdiene. Immerhin will ich von dem Zuverdienst leben können.«

Viele der Stellenangebote erforderten entweder eine ganze Menge Fachwissen aus den einzelnen Studiengängen, viel Muskelkraft, die wir definitiv nicht besaßen, oder aber es waren lächerliche Jobs wie *Maskottchen der Baseballmannschaft* oder *Popcornverkäufer*, bei denen man erstens nicht wusste, wie lang einem die Arbeit sicher war, und man zweitens bestimmt nicht viel dabei verdiente, sodass mir die Zeit dafür zu schade war.

Zwei kamen dann doch in meine engere Wahl und ich pflückte je eine Visitenkarte der Cafés von den Halterungen.

»Hast du etwas dagegen, wenn ich mitkomme? Vielleicht nehmen die ja uns beide? Ich möchte mir auch etwas nebenbei dazuverdienen – das Geld meiner Eltern reicht nur knapp und das Stipendium allein bringt mich nicht über die Runden.«

»Ja klar«, antwortete ich, wobei ich mir nicht sicher war, ob

sie mit ihrem schüchternen Auftreten als Kellnerin in einem Studentencafé überleben würde. »Oder was hältst du davon?« Ich deutete auf die Stellenausschreibung der Bibliothek, die nach einer Aushilfe suchte. »Du liest doch so gern. Das klingt genau nach einem Job für dich.«

Dort würden sie Lynn vermutlich mit offenen Armen aufnehmen, immerhin repräsentierte sie das Klischeebild einer typischen Bibliothekarin – und ich meinte das im positiven Sinn. Und tatsächlich: Sie strahlte, als sie die Ausschreibung entdeckte.

»Was, wenn wir uns die Jobs am späten Nachmittag ansehen? Ich habe bis kurz nach drei Uhr Vorlesungen, danach könnten wir die Cafés und die Bibliothek aufsuchen.« Lynn rückte ihre Brille zurecht, während sie mit der anderen Hand Bücher an ihre Brust gepresst hielt.

»Klingt gut. Ich muss sowieso noch etwas Ordnung in die Unterlagen der letzten Stunden bringen. Ich warte in der Zwischenzeit in der Cafeteria auf dich.« Mit dem Kopf deutete ich auf das Gebäude auf der anderen Straßenseite. »Holst du mich dort beim Eingang ab?«

Sie nickte und wir verabschiedeten uns.

Wenig später hatte ich mir einen freien Platz ziemlich am Rand gesucht. Die Unterlagen hatte ich chaotisch rund um mich ausgebreitet – zumindest musste es für andere so wirken. Ich wusste jedoch genau, was wo lag und welche Ordnung in dem Chaos herrschte. Kaffee stand in Reichweite und ich war völlig in mein Arbeiten versunken, als ich von einer tiefen Stimme ganz nah an meinem Ohr unterbrochen wurde.

»Ist hier noch ein Platz frei?«

Als ich aufsaß, blickte ich in blaugraue Augen, die mich sofort an meinen Lieblingsort bei Abenddämmerung erinnerten. Am *Goose Lake* hatte ich mich oft zurückgezogen, wenn es mir zu Hause zu viel wurde. Nie hätte ich gedacht, dass ich hier in Berkeley an diesen Ort meiner Heimat erinnert werden würde.

Kastanienbraune Haare umrandeten ein markantes Gesicht.

Seine Frisur erinnerte mich ein wenig an die Fünfzigerjahre und auch seine Kleidung war ... außergewöhnlich: Ich war mir nicht sicher, ob es an den Farben oder am Schnitt lag, aber irgendwie wirkte sein Outfit, als wäre es nicht aus dieser Zeit. Verdammst, der Typ sah glatt aus wie James Dean! In meiner Brust trommelte es aufgeregt, ehe ich meine Sprache wiederfand. »Klar. Aber nur, wenn du dich mir vorstellst.«

Ein verschmitztes Grinsen machte sich auf seinen Lippen breit, und ich schmolz dahin. »Joshua Riley, ehemaliger Informatikstudent, selbstständig.«

Er streckte mir seine Hand entgegen, die ich schüttelte. »Kristin Carson, Elektrotechnik-Studentin im ersten Semester. Passionierte Chaotin«, stellte ich mich mit einer ausladenden Armbewegung über meine Zettel vor.

»Elektrotechnik. Wow.« Anerkennend piff er durch die Zähne. »Das mit dem Chaos kommt mir nur allzu bekannt vor. Sorry, dass ich dich in deinem organisierten Durcheinander störe, aber ich will nur kurz etwas essen, bevor ich zurück ins Büro fahre. Und es gibt kaum mehr freie Plätze.«

Mit wenigen Handgriffen machte ich ihm Platz. Ich sah mich um und stellte fest, dass sich der Raum gefüllt hatte und tatsächlich rund um mich geschäftiges Treiben und aufgeregtes Geplapper herrschten. Er setzte sich mir gegenüber und stellte sein Tablett auf den freigeräumten Platz. Ich konnte Pasta, Brownies und eine Wasserflasche darauf erkennen. Das gleiche Menü, das ich vor gut zwei Stunden gegessen hatte. Ich musste schmunzeln.

»War mir gar nicht aufgefallen, dass es so voll geworden ist. Arbeitest du hier auf dem Campus?«

»Nein, ich habe in San Francisco ein kleines Haus mit Büro. Aber ich komme immer noch gern her – heute zum Beispiel, um Bücher auszuleihen.«

Er deutete auf einen Stapel schwerer Schinken, den er neben sich auf der schmalen Bank abgelegt hatte. Verwundert hob ich die Augenbrauen.

»Wieso leihst du sie gerade hier aus? Gibt es in San Francisco

keine Bibliotheken?»

»Ich finde die hier am Campus besser.« Joshua zuckte entschuldigend mit den Schultern und ich musste lachen.

Er sah einfach umwerfend aus mit seinem weißen Hemd mit schmaler Krawatte und der dünnen graugrünen Wollweste darüber. Sein Strahlen in den Augen machte ihn sofort noch sympathischer.

»Oder aber, ich hab mich im Laufe des Studiums einfach an die Bibliothek hier gewöhnt. Aber verrate es niemandem«, feixte er.

»Also bedeutet das, dass ich dich öfter hier sehen werde?« Ich bemerkte, wie mein Mund vor Aufregung trocken wurde, und hoffte, dass er das Zittern in meiner Stimme überhörte.

»Das wäre dann schon ein großer Zufall bei der Größe des Areals. Aber wo ich mich des Öfteren aufhalte, ist das R&G.«

Ich warf einen verstohlenen Blick auf die Visitenkarten, die ich vom Schwarzen Brett mitgenommen hatte. Auf einer leuchteten mir in frischem Grün die Buchstaben entgegen. »Du meinst das R&G hier auf dem Gelände?«, wollte ich mich vergewissern.

»Genau. Die machen den besten Latte Macchiato.« Als er mir zuzwinkerte, setzte mein Herz für einen Schlag aus. Mindestens.

»So ein Zufall, denn ich habe vor einer guten Stunde beschlossen, mich dort zu bewerben.« Zum Beweis hielt ich die Visitenkarte hoch.

»Perfekt! Dann sehen wir uns ja tatsächlich öfter. Soll ich für dich ein gutes Wort einlegen? Ich kenne den Besitzer.«

»Nein danke. Das ist nett von dir, aber ... wenn ich einen Job bekomme, dann will ich wissen, dass die mich wegen meiner umwerfenden Persönlichkeit und meinen Fähigkeiten einstellen – und nicht wegen Vitamin B.«

Damit entlockte ich ihm ein Lachen. »Diese Einstellung gefällt mir. Dann halte ich dir und mir fest die Daumen.«

Hatte er das tatsächlich gesagt? Wollte er mich tatsächlich wiedersehen?

»Danke ...« Ich spürte, wie ich warme Wangen bekam, und

nippte verlegen an meinem Wasser. »Und du kommst auch aus San Francisco? Oder bist du durch das Studium hierhergekommen?«

»Nein, ich lebe tatsächlich schon mein ganzes Leben lang dort.«

Ich mochte das Funkeln im graugrünen *Goose Lake*. »Dann gefällt dir die Stadt also?«

»Klar und wie! Warst du schon mal in San Francisco?«, fragte er kauend und lenkte damit meine Aufmerksamkeit kurz auf seine vollen Lippen. Lippen, die bestimmt gut küssen konnten.

»Äh ... nein. Aber ich möchte unbedingt hin und mir alles ansehen. Dort, wo ich herkomme, herrscht alles andere als Großstadtflair.«

Joshua gluckste amüsiert auf und legte sein Besteck beiseite, ehe er sich zurücklehnte und seinen Mund mit einer Serviette abwischte. »Das macht mich jetzt aber neugierig. Woher kommst du?«

»Lakeview, Oregon.«

»Noch nie gehört ...«

»Ein Zweitausend-Seelen-Kaff. Hätte mich auch gewundert, wenn du es kennst. Es liegt in der Nähe des *Goose Lake*, falls dir der was sagt.«

»Ja, von dem hab ich schon mal gehört. Ist es schön dort?«, fragte er interessiert.

Ich zuckte mit den Schultern. »Am See: definitiv. In Lakeview? Nun, wenn man auf Langeweile steht ...«

Jetzt mussten wir beide lachen, was mir nur recht war, denn so konnte ich vertuschen, dass eben eine Gänsehaut wie ein wohliger Hauch über meine Haut kroch und die Härchen auf meinen Unterarmen aufstellte.

»Das klingt fast ein wenig danach, als wärst du froh, mal eine Weile Abstand von zu Hause zu bekommen.«

Ich seufzte tief und ließ die Schultern hängen.

Zu Hause. Sofort legte sich eine dunkle Decke über meine gute Laune und schien sie etwas zu dämpfen. Mein Vater hatte zigmal versucht, mich anzurufen, doch ich hatte sämtliche

Anrufe ignoriert. Grandma meinte, es herrsche ein Ausnahmezustand in meinem Elternhaus und er würde entweder mit hochrotem Kopf schweigen und Zähne knirschen, oder aber er würde alle mit seiner miesen Laune und seinem tobenden Geschrei in die Flucht schlagen.

Ich hatte ein riesiges schlechtes Gewissen meiner Mom gegenüber, da ich sie in dieser Hölle des Tyrannen zurückgelassen hatte. Doch ich hatte meine Entscheidung gefällt und ging nun meinen Weg, von dem ich mich nicht abbringen lassen würde. Auch sie hatte eine Wahl. Wenn sie nur wollte, könnte sie endlich einmal auf den Tisch hauen und ein ernstes Gespräch suchen. Schade nur, dass ihr der Mumm dazu fehlte. Was jedoch nicht mein Problem war. Nicht mehr.

»Sorry, ich wollte nichts Falsches sagen. Tut mir leid, wenn ich dich in irgendeiner Art und Weise verletzt habe.« Joshua zog seine Stirn in Falten. Es war ihm sichtlich unangenehm, mich durch seinen völlig belanglosen Satz aus der Bahn geworfen zu haben.

»Nein, schon in Ordnung. Es war nur nicht ganz einfach für mich, meinen Weg zu gehen, und jetzt muss ich mit meinem vermutlich übertriebenen Schuldbewusstsein leben.«

»Liegt es daran, mit deinem Freund Schluss gemacht zu haben?«, fragte er, wartete jedoch nicht auf eine Antwort. »Dann kann ich dich beruhigen. Viele beenden ihre Beziehung, ehe sie auf die Uni gehen. Größere Distanzen funktionieren auf Dauer nicht. Außerdem bedeutet ein Studium auch, dass man Neues kennenlernt und Neues erlebt. Das klappt besser, wenn man ohne Partner ist.«

Fragend hob ich meine Augenbrauen, doch Joshua zwinkerte mir nur zu. »Falls ich dir San Francisco zeigen soll, melde dich einfach. Ich übernehme gern die Funktion des Reiseleiters. Und falls ich doch bei *Re&G* ein gutes Wort einlegen soll, sag Bescheid.« Mit diesen Worten schob er mir seine Visitenkarte über den Tisch. »Solltest du Probleme mit deinem Computer haben, bin ich ebenfalls der richtige Ansprechpartner. Aber *passst* ...« Er legte den Zeigefinger an seine vollen Lippen, und

mein Blick blieb erneut eine Sekunde länger an ihnen haften als notwendig. »Dieses Angebot mache ich nur dir, also nicht weitersagen.«

Ich griff nach dem festen kleinen Stück Papier, auf dem neben dem Logo, einer Abfolge binärer Codes, und *RETROnic*, dem Namen des IT-Unternehmens, in fetten Lettern Joshua Riley stand. Darunter konnte ich noch seine E-Mail-Adresse, die Webadresse und eine Telefonnummer sowie die Anschrift erkennen.

»Danke. Eine eigene Visitenkarte hab ich noch nicht, da bist du vermutlich mindestens drei Jahre zu früh dran.« Ich lächelte. »Aber das macht nichts. Gib mal her«, forderte ich ihn auf, griff nach seinem Arm und schob die Weste nach oben. Dann schrieb ich ihm völlig ungeniert meine Telefonnummer auf den Unterarm, was er mit einem verschmitzten Grinsen quittierte. »Außerdem bin ich zuversichtlich, was den Job bei Re&G betrifft und dann findest du mich ja dort.« Dabei versuchte ich, besonders siegessicher zu wirken und meine Stimme mit einer Prise Überzeugungskraft zu stärken.

Wieder dieses Lächeln, für das es einen Waffenschein geben müsste.

»Ich kann es kaum erwarten.«

Ein Schwarm kleiner Flattertierchen machte sich in meinem Bauch bemerkbar und ich genoss dieses berauschende Glücksgefühl. Außerdem stärkte seine Aussage mein Selbstbewusstsein. Er war bestimmt fünf Jahre älter als ich, doch entweder er ignorierte diese Tatsache absichtlich oder es spielte für ihn keine Rolle.

»Es hat mich gefreut, dich kennenzulernen«, meinte er noch, als er aufstand und sein Tablett lässig auf einer Hand balancierte, während er unter den anderen Arm wieder seine Bücher klemmte.

»Mich auch, Joshua aus San Francisco.« Ich bemühte mich um einen freundlichen Gesichtsausdruck und hoffte, so die Enttäuschung zu verbergen, dass er schon wieder ging. Ich hätte noch ewig mit ihm plaudern können. Nicht nur, dass er

unglaublich gut aussah und ich mich vermutlich nie an ihm sattsehen würde – die Unterhaltung mit ihm und der kleine Flirt hatten richtig Spaß gemacht. Außerdem hatte ich bei ihm nicht das Gefühl, als wäre es falsch, hier in Berkeley zu sitzen und zu studieren.

»Bis bald, Kristin aus Lakeview, Oregon.« Er stupste mir an die Nase, drehte sich um und verließ kurz darauf den großen Raum, in dem mich mit seiner Abwesenheit schlagartig das laute Geräusch der Cafeteria wieder einholte. Meine Nase kribbelte noch nach, als ich mich eine gute halbe Stunde später mit Lynn traf, und ich hatte es die ganze Zeit über nicht gewagt, mir an die Stelle zu greifen, an der er mich zuletzt berührt hatte.